Morgen-Ausgabe.

Das „Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Es ist durch die Expedition Jerusalemerstr. 48, Filiale Friedrichstadt: Friederichstr. 66, Filiale Königstadt: Königstr. 50, Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41, sowie durch alle Zeitungs-Spediteure und Postanstalten des Reiches zu beziehen. — Redaktion: Jerusalemerstr. 48.

Der Abonnements-Preis beträgt mit dem illustr. Blattes „Illustr. Welt“, der „Deutschen Lesehalle“ u. den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ vierteljährl. 5 M. 25 Pf. incl. Bestellgeld, monatl. 1 M. 75 Pf. (bei separ. Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); durch die Post bezogen 5 M. 25 Pf. pro Quartal. — Inserate, à Zeile 50 Pf. (Berliner Stadt-Anzeiger 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 50, Prinzenstr. 41 angenommen.

Berliner Tageblatt.

Nr. 87. Berlin, Dienstag, den 22. Februar 1881. X. Jahrgang.

Civilehe und Moralstatistik.

Der Verleumder erfindet, der Böswillige verbreitet das Erfundene, der Unkundige spricht es nach — auf diese Weise entstehen die Fabeln, welche für agitatorische Zwecke das beste Mittel abgeben, indem sie für eine irrige Behauptung und zu einem irrigen Ziele eine Grundlage schaffen, die in der öffentlichen Meinung allmälig Werth und Rang eines unbestreitbaren Glaubenssatzes gewinnt. Erst der nüchterne Forscher, der mit der Leuchte der Wissenschaft die vermeintlich felsenfeste Grundlage untersucht, der dem blinden Glauben mit der wahrheitfördernden Fackel des Zweifels näher tritt und das als sicheren Erfahrungsschatz Angenommene auf seine Thatsächlichkeit prüft, erst der unbefangene Gelehrte ist im Stande, den Nebel der Vorurtheile zu zerstreuen und in die Wirrniß vorgefaßter Meinungen das Licht richtiger Erkenntniß zu bringen.

Wir haben erst kürzlich erlebt, daß ein Mann von Ruf mit der ganzen Fülle seines übergroßen Pathos seine Parteinahme in einem traurigen Streite auf eine Voraussetzung stützte, welche seine ehrlichen Genossen selbst nach der klassischen Darlegung eines bedeutenden Statistikers als gänzlich nichtig fallen lassen und preisgeben mußten. Was Jahre hindurch mit unbedingter Sicherheit behauptet, worauf ein ganzes Gebäude sozialer Rettungsmittel aufgerichtet worden war, erwies sich als eine Fabel, so windiger Natur, wie eine Fabel nur sein kann.

Und eben jetzt wiederholt sich dieses Schauspiel, daß auf Beobachtungen, die günstigsten Falles in einem engen persönlichen Kreise sich bewegen, zumeist aber auf vorgefaßte Urtheile zurückzuführen sind, eine ganz allgemeine Behauptung sich stützt, die zum Sturmlauf gegen ein segensreich wirkendes Reichsgesetz, gegen eine große Errungenschaft der liberalen Aera im deutschen Reiche auffordern soll.

Wir meinen die Agitationen gegen das Reichscivilstandsgesetz vom 6. Februar 1875, dessen Beseitigung in Petitionen verlangt wird, welche zu vielen Tausenden und Zehntausenden Unterschriften gefunden haben.

Diese Petitionen gehen weit auseinander in ihren positiven Bestrebungen. Sie verlangen bald die Einführung der fakultativen Civilehe, wonach Jedermann nach seinem Belieben die kirchliche Trauung oder die bürgerliche Eheschließung wählen kann, bald die Nothcivilehe, welche die Inanspruchnahme des Standesbeamten auf Ausnahmefälle beschränkt, bald die obligatorische kirchliche Trauung, die Jeden aus der Kirchengemeinschaft ausschließt und hinausdrängt, der aus irgend welchen Gründen der rein staatlichen Sanktionirung seines Ehebundes den Vorzug giebt. Die Wünsche der Petenten stimmen aber überein in dem negativen Ziele der Abschaffung des oben genannten Gesetzes, der Beseitigung der obligatorischen Civilehe. Worin sie ferner übereinstimmen und worauf sie bei ihrem das geltende Recht verneinenden Verlangen als auf ein vollgültiges Motiv sich berufen, das ist die Klage über die den kirchlichen, den religiösen Sinn untergrabenden und deshalb entsittlichenden Wirkungen jenes Reichscivilstandsgesetzes.

Lassen wir nun gänzlich unerörtert, ob und inwieweit der religiöse Sinn mit dem kirchlichen sich deckt, ob und inwieweit die Einbämmung des kirchlichen Sinnes eine Herabdrückung des öffentlichen Sittlichkeitsstandes zur nothwendigen Folge hat, lassen wir in diesen Beziehungen ganz und gar die Anschauungen der Petenten und der Agitatoren gelten, welche jenen Petitionssturm gegen das Reichs-Civilstandsgesetz heraufbeschworen haben, so müssen wir doch selbst von diesem Standpunkte, den wir nur mit Einschränkungen zu theilen vermögen, mit aller Bestimmtheit verlangen, daß die angeführte motivirende Beschwerde eine wohlbeglaubigte thatsächliche Unterlage habe. Das erkennen die Agitatoren der blinden Orthodoxie, des starren Hochkirchenthumes sogar selbst an, indem sie für ihre Beschwerden und Klagen ein umfassendes statistisches Material beibringen. Sie haben sich redlich oder vielmehr eifrig Mühe gegeben, mit Zahlen zu beweisen, daß seit der liberalen Aera, seit Begründung des neuen deutschen Reiches in gleichem Grade die Zahl der Verbrechen zugenommen, der kirchliche Sinn abgenommen habe, sie haben beide Erscheinungen mit einander und mit dem Kulturkampf in ursächliche Verbindung gebracht, und dem Reichs-Civilstandsgesetz ein vollgemessen Theil der Schuld an der Abnahme des kirchlichen Sinnes, der in der Verringerung der Zahl kirchlicher Trauungen und Taufen sich kundgeben sollte, zugeschrieben.

Wir sind weit davon entfernt, den Werth eines solchen statistischen Materials zu unterschätzen und im Vorhinein als unrichtig abzuweisen, was aus diesem Material erläuternd herausgelesen worden ist — vorausgesetzt immer, daß wirklich redliche Mühe das Material zusammengestellt, gesichtet, geprüft hat, daß nicht etwa die auf ein vorbestimmtes Resultiat abzielende Befangenheit die Leuchte der Zahlen durch willkürliche Gruppirung als Blenden mißbraucht hat.

Der Mühe dieser Nachprüfung hat sich ein Gelehrter unterzogen — Alexander v. Oettingen, Professor der Theologie in Dorpat — der seiner Zeit ein Gegner des Civilstandsgesetzes gewesen und noch heute bekennt, er würde zu dessen Einführung nicht gerathen haben. Dieser Gelehrte, der sich vorzugsweise mit Moralstatistik befaßt hat, kann hiernach wohl als ein klassischer Zeuge gelten, wenn er erklärt, daß das Reichscivilstandsgesetz dem kirchlichen Sinne keinen Abbruch gethan hat. Er spricht diese Behauptung nicht aus in der Vertheidigung einer gesetzgeberischen Einrichtung, die er mi günstigen Augen angesehen, sondern in der gerechten Würdigung einer Einrichtung, die er von Anfang an mit Mißtrauen beobachtet, welche aber sein Mißtrauen überwunden hat. Die Resultate seiner Forschung sind in einer kürzlich erschienenen Broschüre*) niedergelegt, welche sich mit Recht als „ein Wort zum Frieden“ bezeichnet.

Wenn aus der fleißigen, auf amtliche Quellen gestützten Zusammenstellung des Dorpater Theologieprofessors mit unbedingter Sicherheit hervorgeht, daß die Abnahme des kirchlichen Sinnes, soweit solcher in der Anrufung kirchlicher Organe bei Trauungen und Taufen sich äußert, nur in der allerersten Zeit nach Erlaß des Reichscivilstandsgesetzes bemerkbar ist, danach aber in allen deutschen Staaten eine sehr starke und ganz stetige Vermehrung von Trauungen und Taufen bis auf den heutigen Tag zu verzeichnen ist, so geht daraus mit sieghafter Klarheit hervor, daß jenes vielgeschmähte Gesetz der Kirche nicht geschadet, sondern vielmehr doppelten Nutzen gebracht hat. Die absolute und verhältnißmäßige Zunahme kirchlicher Trauungen und Taufen ist für die Kirche ganz sicher ein Gewinn. Dieser Gewinn erhält aber seinen sittlichen Werth erst dadurch, daß nicht Zwang, sondern freier Wille und freie Wahl die Gemeindemitglieder antreibt, den Beistand kirchlicher Organe anzurufen. Was bei obwaltendem staatlichen Zwange in vielen Fällen nur eine äußere Respektsbezeigung wäre, welche eben um des Zwanges willen so Manchen antreiben würde, dem Schatten der Kirche zu entfliehen, das wird hier zur aufrichtigen Huldigung und zum wahren Bekenntniß verinnerlicht.

Wir müssen gestehen, daß wir nicht begreifen würden, wie kirchlich und religiös gesinnte Männer an der Forderung nach Beseitigung der obligatorischen Civilehe festzuhalten vermögen, nachdem als Fabel nachgewiesen ist, was voreilig behauptet worden, daß nämlich die obligatorische Civilehe den kirchlichen und religiösen Sinn im Volke beeinträchtige. Es zeigt sich eben auch hier wieder, daß die Freiheit kein Hinderniß ist für die Frömmigkeit, daß vielmehr wahre Frömmigkeit erst auf dem Boden der Freiheit gedeiht.

*) Obligatorische und fakultative Civilehe nach den Ergebnissen der Moralstatistik. Ein Wort zum Frieden von Alexander von Oettingen, Professor der Theologie in Dorpat. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot.

Politische Tagesübersicht.

Berlin, 22. Februar.

* Die Affaire Bismarck-Eulenburg ist noch nicht zu einem Abschluß gelangt, das heißt formal ist das Entlassungsgesuch des Grafen zu Eulenburg noch nicht erledigt, während thatsächlich angenommen werden muß, daß der Letztere auf seiner Demission

Angela.

(40. Forts.) Novelle von **Friedrich Spielhagen.**

Sie hatte das Blatt zerrissen und die Stücke ins Wasser geschleudert. Die Möven, welche sie von den Geländern der Brücke verscheucht und die inzwischen über ihr Kreise um Kreise durch die Luft gezogen, stürzten sich, beutefroh, mit zusammengelegten Schwingen herab und flatterten, enttäuscht, wieder empor, ihr ums Haupt, wirr durcheinanderschießend, ärgerlich krächzend.

Ihr, ihr! Aber er! Wie ein hungriges Thier! O der Schmach!

Sie war von dem Brückenkopfe und der Tiefe unter ihr auf den Promenadenweg geflohen, wie gestern aus dem finsteren Korridor in ihr sicheres Zimmer. Sie wollte nicht mit ihm wahnsinnig werden.

Und Wahnsinn war ja noch die einzige Erklärung und Entschuldigung. Oder wie tief mußte er gesunken sein, der einst so Feinfühlige, Empfindliche, Stolze, wenn er ihr Kommen so mißdeuten, ihre Absicht so verkennen, wenn er es wagen konnte, dies auszudenken, dies zu schreiben, dies zu schicken, ihr, wie einer Dirne, für die der erste Beste als Bote und Kuppler gut genug ist! Und es planen, vollführen, während sein Weib, das er mit einer Lüge von seinem Krankenbette entfernt, sich in der Nebenstube um ihn härmt und oben die Kinder traurig herumsitzen oder sich nur auf den Spitzen der kleinen Füße bewegen, den kranken Papa nicht zu stören, obgleich er durch zwei Treppen von ihnen getrennt ist. O, der Schmach und des Jammers, daß es so weit gekommen!

Durch ihre Schuld?

Sie hatte es heute Nacht geglaubt; aber dies bewies, daß sie sich zu unrecht angeklagt. Wie damals ihr spröder Stolz seiner wilden Laune zum Vorwand hatte dienen müssen, um mit ihr zu brechen, so mußte jetzt um seine Frau zu verstoßen, die Unbedeutenheit derselben als gefälliger Grund herhalten. Und dazu, dazu sollte sie Ja und Amen sagen? Helfen, Schmach auf Schmach, Jammer auf Jammer zu häufen? Eine schuldlose Frau ihres Gatten zu berauben? Die Kinder ihres Vaters? Auf dem Wege sollte sie mit ihm gehen, Hand in Hand!

„Pardon, Madame, es ist verboten, hier zu passiren.“

Angela hatte, in ihren trostlosen Gedanken des Weges nicht achtend, die Promenade fast in ihrer ganzen Länge durchmessen und war jetzt an eine Stelle gelangt, wo vor einem von der Häuserseite bis zur Kaimauer gespannten Strick ein paar Leute standen, von denen eben ein Mann in Uniform ihr entgegengetreten und sie angeredet hatte.

„Erst seit gestern,“ fuhr der Beamte in höflich erklärendem Tone fort, „seit dem Sturme in der Nacht. Es haben sich große Risse in der Mauer gezeigt, wir müssen fürchten, daß die ganze Strecke von hier bis zum Markt — sechsundneunzig Meter, Madame! — in den See rutscht.“

„Sind dann die Häuser an der Seite nicht auch gefährdet?“ fragte Angela.

„Doch nicht, Madame,“ erwiederte der Beamte, „wir hoffen wenigstens, daß es nicht der Fall ist. Sie stehen auf dem lebendigen Felsen, und zwar hart bis an den Rand. Der Kai selbst aber mit der Mauer ruht auf einem Pfahlwerk, welches äußerst mühsam anzubringen war und der Stadt große Kosten verursacht hat. Leider vergeblich. Denn es stellt sich nun heraus — freilich, Monsieur Violet, der berühmte Ingenieur von Genf, hat es immer behauptet daß die Pfähle trotz ihrer Länge keinen sicheren Grund erreicht haben, sondern in einem Konglomerat — aber ich weiß nicht, ob Madame mein technisches Kauderwälsch versteht.“

„O doch, ich kann Ihnen sehr gut folgen.“

„Pardon, Madame, ich hätte es mir denken können: Madame spricht ja selbst ein so ausgezeichnetes Französisch. Also: die Pfähle stecken in einem Konglomerat von Sand und Kies und Lehm, welches eine Strömung des Sees wieder fortnehmen kann, wie es durch eine andere vor Jahren einmal da abgelagert ist. Und wir fürchten eben, daß dies schon bei einem nächsten Sturm geschehen wird.“

„Und das wäre ein unersetzlicher Schaden?“

„Ganz gewiß, Madame, unersetzlich, denn jedes neue Bauwerk, welches man auf dieser Stelle aufführte — vorausgesetzt, daß man überhaupt damit zu Stande käme, würde über kurz oder lang dasselbe Schicksal haben. Es ist sehr hart. Unsere schöne Promenade, auf die wir so stolz waren! Gerade hier, wo sie auf den großen Landungsplatz mündet, dessen Bäume Madame von hier sieht und der ja eigentlich noch zur Promenade gehört. Madame wollte nach dem Markt? Da muß Madame die Güte haben, sich hier in diese Querstraße zu bemühen, welche auf die Hauptstraße führt, wo sich Madame dann links halten will, um nach wenigen Schritten an Ort und Stelle zu sein — ein Umweg freilich, aber den wir von jetzt an in Zukunft Alle werden gehen müssen.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr.“

„Ich habe zu danken, Madame, daß Sie mir so freundlich zugehört, und um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie so lange aufgehalten.“

Der Beamte lüftete, sich verbeugend, sein Käppi; Angela schlug den ihr bezeichneten Weg ein. Der Zwang, den sie sich dem höflich gesprächigen Manne gegenüber hatte anthun müssen, war wie eine mitleidige Hand gewesen, die den von qualvollem Traume Geängstigten kräftig aufrüttelt. Es war ja nur ein trauriges Erwachen, aber ein Erwachen doch, eine Mahnung der Wirklichkeit, sich auf sich selbst zu besinnen, auf den hohen Himmel zu unseren Häupten, auf die dauernde Erde, über die uns noch unsere Füße tragen, mit all den anderen Menschen, unseren Brüdern, die wir nicht kennen und die uns nicht kennen, bis eine große gemeinsame Noth uns zusammenführt und uns die egoistischen Schmerzen des eigenen Herzens für den Augenblick vergessen macht. Die freilich wissen wohl noch nichts von Schmerzen; für sie thut's auch eine gemeinsame Lust. Ihr Glücklichen, wie ich euch beneide!

(Fortsetzung folgt.)